

DEUTSCH IN OSTEUROPA

Ein Tagungsbericht

Gent, 8. - 12. März 1993

Marc Vanderhauwaert - Luc De Grauwe
(Hrsg.)

Zum Geleit 5

*

Ludwig M. Eichinger

Deutsch in Osteuropa 7

Nelu Bradean-Ebinger

Zur Sprachsituation der Ungarndeutschen

Soziolinguistische Aspekte deutsch-ungarischer Zweisprachigkeit 27

Olga Rösch

Deutsch-Deutsch-Deutsches. Rußlanddeutsche in Berlin 43

ZUM GELEIT

Nach der Wende im Jahre 1989 und dem Verschwinden des Eisernen Vorhangs haben viele sich gefragt, wie Europa am Ende des 20. Jahrhunderts aussehen könnte und inwieweit die Länder in Mittel- und Osteuropa die Chance ergreifen würden, sich aufgrund des Selbstbestimmungsrechts friedlich zu modernen demokratischen Staaten zu entwickeln.

Interessant war dabei aus der Sicht der Sprachwissenschaftler die Frage, ob in dieser neuen geopolitischen Lage das Deutsche nicht an Bedeutung gewinnen würde. Deutsch ist bekanntlich nicht nur die Muttersprache von 90 bis 100 Millionen Deutschen, sondern dürfte auch als *lingua franca* neben der Weltsprache Englisch in Mittel- und Osteuropa einen größeren Stellenwert bekommen.

Im Lichte dieser Überlegungen hat die Deutsche Abteilung der Hochschule für Übersetzer und Dolmetscher der Provinz Ostflandern anlässlich des 25jährigen Bestehens der Hochschule vom 8. bis 12. März 1993 eine deutsche Woche mit dem Thema "Deutsch in Osteuropa" veranstaltet.

In seinem Eröffnungsreferat skizzierte Prof. Dr. L. Eichinger (Universität Passau) den allgemeinen Rahmen sowohl aus geographischem wie aus historischem Blickpunkt. Danach wurde die spezifische Lage des Deutschen und der Deutschsprachigen in Ungarn von Prof. Dr. N. Bradean-Ebinger (Wirtschaftsuniversität Budapest) erörtert. Dr. O. Rösch (Humboldt-Universität Berlin) schließlich referierte über die Situation der "Rußlanddeutschen" und insbesondere über deren Integrationsprobleme im heutigen Berlin.

Die Deutsche Abteilung der PHVT dankt dem Vorstand des Bond van Gentse Germanisten und Prof. Dr. L. De Grauwe der Universität Gent für die wertvolle Mitarbeit bei der Veröffentlichung dieser Referate.

Deutsche Abteilung

DEUTSCH-DEUTSCH-DEUTSCHES Rußlanddeutsche in Berlin Olga RÖSCH

"Wenn die Menschen aus der DDR deutsch sind, warum sollen dann die Rußlanddeutschen nicht 'deutsch' sein?"

(ein 19jähriger aus dem Westteil Berlins)

0. Vorwort

Das vereinigte, aber noch nicht völlig geeinte Berlin ist neben den Problemen des deutsch-deutschen Zusammenwachsens auch mit der Integration eines bemerkbaren Migrantenstroms konfrontiert. Einen nicht geringen Teil der neuen Zuwanderer machen die in der Stadt vor kurzem noch wenig bekannten Rußlanddeutschen aus. Ihre wünschenswerte Zuordnung zum deutschen Kulturkreis ist für einen erheblichen Teil der Berliner problematisch, denn vor allem die sprachlichen Differenzen bis Defizite bei Aussiedlern in bezug auf das Hochdeutsche indizieren, daß es andere (nach Äußerungen der Schüler "*keine wahren*", "*nicht echte*", "*keine richtigen*" u.ä.), also "fremde" Deutsche sind. Den Aussiedlern fällt es ihrerseits nicht leicht, sich sowohl in den Varietäten des Deutschen als auch in den beiden deutschen Identitäten zurechtzufinden und dabei mit den Wandlungen ihres eigenen deutschen - ethnischen, kulturellen und sprachlichen - Selbstverständnisses klarzukommen.

Meine Ausführungen basieren auf den Teilergebnissen einer Erhebung, die im Rahmen eines Forschungsprojekts zur Integration von Rußlanddeutschen in Berlin am Fachbereich Germanistik der Humboldt-Universität unter der Leitung von Frau Prof. Dr. Ruth Reiher durchgeführt wurde. Um eine Orientierung zu gewinnen, kamen beide Seiten - Berliner und die Aussiedler - zu Wort. Rußlanddeutsche wurden zu den sprachlichen und soziokulturellen Schwierigkeiten in ihrer neuen Umgebung (schriftlich und mündlich) befragt. Die Berliner Jugendlichen zwischen 15 und 20 Jahren aus dem Ost- und Westteil der Stadt sollten sich auf einem Fragebogen zum Thema "Rußlanddeutsche" äußern. An der Auswertung beider Erhebungen wird noch gearbeitet.

Bevor ich jedoch näher auf einige Untersuchungsergebnisse eingehe, scheint es mir sinnvoll, einige Fakten aus der geschichtlichen und sprachlichen Entwicklung dieser deutschen Minderheit zu referieren, um ihre Sprachsituation sowie ihr Selbstbild als Deutsche verständlicher zu machen.

1. Zur sprachlichen Entwicklung der Deutschen in Rußland

1.1. Historisch-politischer Aspekt

Die Einwanderung der Arbeitskräfte aus den deutschen Landen ist vonseiten des russischen Staates seit 1763 im Laufe der nachfolgenden Jahrzehnte stark gefördert worden. Der Zuzug erfolgte in drei großen Schüben:

Die ersten Siedler kamen vor allem aus Hessen und dem mittleren Rheinland überwiegend in die Wolgagebiete und in die Umgebung von St. Petersburg. Die zweite große Welle wanderte größtenteils aus Süd- und Südwestdeutschland (Württemberg, Nord-Baden, Nord-Elsaß) ein. Ein Teil der Einwanderer, die sog. niederdeutschen Mennoniten, kam aus Danzig/Westpreußen und gründete geschlossene Siedlungen in Chortiza am Dnjepr (Westukraine). Die Sprecher der oberdeutschen Dialekte ließen sich im Süden des russischen Reiches nieder: in Bessarabien, bei Odessa, auf der Krim und im Kaukasus. Im letzten Schub kamen neben Mennoniten Siedler aus den verschiedensten Regionen des deutschsprachigen Raums, besonders dem östlichen Deutschland, nach Wolhynien (Westukraine).

Ende des 19. Jahrhunderts entstanden einige Tochterkolonien jenseits des Urals. Nach der Volkszählung von 1897 lebten im russischen Reich 1,8 Millionen deutschsprachige Personen (vgl. Dietz/Hilkes, 1992: 16). Nach 1918 wurde das Siedlungsgebiet an der Wolga politisch-rechtlich mehr privilegiert als die anderen deutschsprachigen Ortschaften und entwickelte sich - 1924 als Autonome Republik der Wolgadeutschen dekretiert - zum kulturellen Zentrum. Bis 1941 verfügten die Rußlanddeutschen über ein ausgebautes deutschsprachiges Verlags- und Bildungswesen (Schulen, Fach- und Hochschulen), über ein eigenes deutschsprachiges Theater, über ein eigenes Bibliotheks- und Verwaltungswesen.

1941 wurde die Republik an der Wolga aufgelöst. Die gesamte deutschsprachige Bevölkerung ist aus dem europäischen in den asiatischen Teil der Sowjetunion

deportiert und auf die weiten Gebiete Sibiriens, des Urals, Kasachstans und Mittelasiens zerstreut worden.¹

1.2. Zum areallinguistischen Aspekt

Die sprachliche Entwicklung innerhalb der deutschsprachigen Inseln des russischen und später sowjetischen Staates ist zu Beginn des 20. Jahrhunderts sowohl für die inländischen deutschen Dialektologen als auch für die Dialektologen in Deutschland zum Untersuchungsgegenstand geworden. Zwischen den einheimischen Sprachforschern und den Fachleuten vom Deutschen Sprachatlas in Marburg bestand in den zwanziger Jahren ein produktiver Kontakt. Die Schaffung eines Wolgadeutschen Sprachatlasses war ein bedeutsames Vorhaben (Berend/Jedig, 1991:13f).

Es ging bei der dialektologischen Arbeit der Vorkriegszeit um die Bestandsaufnahme und um die Feststellung der sprachgeographischen Herkunft der jeweiligen Dialekte der Rußlanddeutschen. Sodann wurden von den Dialektologen vor Ort die Fragen des Sprachkontakts mit den Nachbarsprachen (Russisch, Ukrainisch) und des Sprachausgleichs in den ursprünglich dialektologisch heterogenen deutschen Siedlungen thematisiert. Im Mittelpunkt der Beschreibungen standen vor allem das Lautsystem und die Lexik der jeweiligen Varietät.

Die Analysen der Sprachverhältnisse ergaben, daß die unterschiedlichsten Mundarten der Kolonisten in den geschlossenen Siedlungen der Vermischung und Unifizierung unterlagen, so daß mehrere vorwiegend jedoch oberdeutsch und mitteldeutsch geprägte Mischdialekte entstanden sind, die allerdings kaum an das Russische oder Ukrainische assimiliert waren. Der fremdsprachliche Einfluß beschränkte sich auf die Wortentlehnungen.

In den Kolonien an der Newa fanden sich südrheinfränkische Dialekte oberdeutscher Färbung und ostpfälzische Dialekte eher mitteldeutscher Prägung (Ströhm, 1926/27). An der Wolga sprach man neben der niederdeutschen Varietät

¹ Zur geschichtlichen Entwicklung der Rußlanddeutschen s. Fleischhauer (1986), Frank (1992), Warkentin (1992) und Dietz/Hilkes (1992).

die rheinfränkischen, ostthüringischen und obersächsischen Mundarten (Dinges, 1924/25). In der Ukraine sind oberhessische (Sokoljskaja/Sinder, 1930), schwäbisch-südrheinfränkische (Shirmunski, 1929), niederdeutsche (Quiring, 1928), nordbairische (Shirmunski, 1931) und andere Sprachinseln auf dem europäischen Teil der Sowjetunion dialektologisch erfaßt worden.²

Die dialektologischen Untersuchungen der Nachkriegszeit bezogen sich in erster Linie auf die älteren Sprachgemeinschaften im asiatischen Raum der Sowjetunion, aber auch auf die deutschsprachigen Inseln in den Karpaten, die im Krieg nicht zerstört wurden. Die Forschungsergebnisse konnten Anfang der sechziger Jahre wieder publiziert und auch in der DDR und in der BRD vorgestellt werden. So sind z.B. die nordbairischen (Berend, 1982, 1986; Johansen, 1986) und die niederdeutschen Sprachinseln des Altai-Gebietes (Jedig, 1961, 1981), die niederdeutschen Mundarten in der Gegend von Orenburg (Klassen, 1969; Pankratz, 1973) und in Kirgisien (Hooge, 1971, 1972) sowie viele andere deutschsprachige Kommunikationsgemeinschaften dialektologisch beschrieben worden.³

1.3. Soziolinguistischer Aspekt

Zu einer **einheitlichen** deutschen (Umgangs)Sprache der Rußlanddeutschen ist es während der 200-jährigen Geschichte aber niemals gekommen. Diesem Umstand liegen mehrere Ursachen zugrunde: territoriale Zersplitterung, soziale und ökonomische Unterschiede zwischen den Gemeinden, ausgeprägte konfessionelle Loyalität, möglicherweise auch das Vorhandensein des Hochdeutschen als eines Verständigungsmittels und vor allem das Fehlen **eines** kulturellen Zentrums, das über eine längere Zeit auf alle Rußlanddeutschen Ausstrahlungskraft ausgeübt hätte. Die Wolgadeutsche Republik entwickelte sich zwar zu einem identitätsbildenden Faktor (Dietz/Hilkes, S. 18f). Ihre Existenzdauer war jedoch für bestimmte Sprachentwicklungsprozesse ein viel zu kurzer Zeitabschnitt, als daß sich eine "homogene Sprachgemeinschaft" (Weydt, 1992:78) hätte herausbilden können.

² Eine Übersicht über die Forschung aus der Vorkriegszeit gibt es in der *Dialektologie* (1982/83: 924-929) und Berend/Jedig (1991:13-166).

³ Die Besprechung der dialektologischen Arbeiten aus der Nachkriegszeit findet sich bei Berend/Jedig, S. 267-374.

Das Sprachverhalten der deutschen Einwanderer in Rußland kann als diglossisch bezeichnet werden: abgesehen von einigen Ausnahmen und Unterbrechungen war die Sprache der örtlichen Verwaltung, der Presse, des Gottesdienstes und vor allem des Schulunterrichts und der Hochschulen bis zum zweiten Weltkrieg das Hochdeutsche. Der halböffentliche bzw. familiäre Bereich war meist die Domäne der jeweiligen Mundart. Wenn die Deutschen in das russische kulturelle, politische und wirtschaftliche Leben integriert waren, so beherrschten sie auch eine dritte Varietät - das Russische.⁴ Sonst spielte die russische Sprache im Leben der meisten deutschen Kolonisten nur eine untergeordnete Rolle.

Der zweite Weltkrieg veränderte das Dasein und somit auch das Sprachverhalten aller Rußlanddeutschen grundlegend. Viele Deutsche aus den ländlichen Gegenden konnten zum Zeitpunkt der Deportation kaum Russisch. In den während des Krieges neugeschaffenen deutschen Siedlungen entwickelte sich jedoch keine einheitliche deutsche Umgangssprache, sondern die dialektale Mehrsprachigkeit mit Russisch als Verkehrssprache (Berend/Jedig, S. 202).

Die Diglossie der Rußlanddeutschen blieb weitgehend erhalten. An die Stelle des Hochdeutschen ist jedoch das Russische als Kultur- bzw. Bildungssprache getreten. Die dialektalen Varietäten des Deutschen hatten Bestand als "Volkssprache" der Rußlanddeutschen. Unter Volkssprache versteht Nelde die "funktionsmäßig eingeschränkte Umgangssprache der ortsansässigen Bevölkerung" (Nelde, 1979: 4). Angesichts der dialektalen Mannigfaltigkeit (unter der nicht "ortsansässig" gemachten deutschen Bevölkerung) wäre hier die Bezeichnung "Volkssprache" als Oberbegriff zu gebrauchen.

Die Kultursprache definiert Nelde als "eingeführte Neusprache der Verwaltung, Schule, Kirche und Bildung.". Sie ist eine "Prestige-Sprache, die der nicht standardisierten Volkssprache übergeordnet ist." (ebd.). Was die Sprache der Kirche betrifft, so ist hier das Russische nicht vorgedrungen. Das religiöse Leben der Rußlanddeutschen fand im Verborgenen statt, die Sprache des Gottesdienstes war allerdings meist das ältere Hochdeutsch der Lutherbibel und der Gesangbücher.

⁴ Über das einst produktive deutsch-russische Kulturleben siehe Kirjuchina, 1993.

In den mündlichen Interviews mit den Dialektsprechern zeigte sich, daß sie Texte aus der Bibel und religiöse Gedichte u.ä. in Hochdeutsch aufsagen konnten.

Es ist bekannt, daß das sprachliche Verhalten einer Minderheit von vielen außersprachlichen Faktoren determiniert wird, z.B. von ihrer rechtlichen Stellung, von ihrem geschichtlichen Hintergrund, von der Gesinnung der Medien u.a.. Alle diese Faktoren haben auf den Gebrauch des Deutschen noch über Jahrzehnte nach dem Krieg negativ eingewirkt: Rußlanddeutschen wurden alle Rechte einer Minderheit abgesprochen, die Pflege der deutschen Kultur war verfemt und die Geschichte des Deutschtums in Rußland sollte vergessen gemacht werden. Einst Angehörige einer autonomen deutschen Nationalität, welche mit vielen anderen autonomen sowjetischen Völkern gleichgestellt war, sind die Rußlanddeutschen nun als Mitglieder der deutschen Nation definiert worden mit allen sich daraus ergebenden Konsequenzen.

So konnte Deutsch außerhalb der Familie nicht einmal als “‘Ergänzungssprache’ zur Betonung der Eigenständigkeit und Unterschiedlichkeit im Kontakt mit Anderssprachigen” (Nelde, 1990: 273) verwendet werden. Die deutsche Sprache war schlicht “die Sprache der Faschisten”, und deshalb wurde sie verdrängt, um dem Deutschenhaß zu entgehen.

Man kann von einem fortschreitenden Sprachverlust, der natürlich je nach Gegend und Familie unterschiedlich ausgeprägt ist, unter Rußlanddeutschen sprechen, der sich generationsweise vollzieht (vgl. Boni, 1986: 83f). Die Tendenz zum Verlust der deutschen Sprache spiegelt sich auch in den Ergebnissen der sowjetischen Volkszählung wider, auch wenn man diesen Daten aus vielerlei Gründen mit Vorbehalt begegnen sollte: So war 1926 für 94% der Rußlanddeutschen Deutsch die Muttersprache, 1959 gaben noch 75% Deutsch als Muttersprache an, 1970 waren es 66,8%, 1979 nur noch 57% und 1989 ist die Anzahl derjenigen, die Deutsch als ihre Muttersprache bezeichnet haben, mit 48,7% sogar unter die 50% gesunken (Boll/Link, 1992: 84).

Während die Generation, die noch vor dem Krieg im Hochdeutschen lese- bzw. schreibkundig geworden ist und dazu noch einen intakten Dialekt spricht, können

die Dialektsprecher, deren schulpflichtiges Alter in die Deportationszeit fiel, keine schriftsprachlichen Handlungen in deutscher Sprache vornehmen, denn Möglichkeiten für die deutschen Kinder in den Sondersiedlungen überhaupt irgendeine Schule zu besuchen, gab es nur selten. Diese Generation (Jahrgang 1930-1935) gebraucht aber den jeweiligen Dialekt bis heute noch aktiv. Gerade unter ihnen ist aber die Anzahl solcher Zweisprachigen, genauer aber “Halbsprachigen” (Butzkamm, 1989: 52f) hoch geblieben, die weder Deutsch noch Russisch perfekt beherrschen.

Die Dialektkenntnisse der nachfolgenden Generationen sind dagegen durch die Dominanz des Russischen immer passiver geworden: Sie verfügen in bezug auf das Deutsche eher über eine rezeptive Sprachkompetenz.

Der Sprachwechsel in der jüngeren Generation (ab Jahrgang 1960) der Rußlanddeutschen vom deutschen Dialekt zum Russischen ist heute, abgesehen von einigen Ausnahmen, voll im Gange. Die erste Sozialisation erfolgt bereits im Kindergarten bzw. in der Schule in russischsprachiger Umgebung. Die Kinder stehen unter Anpassungsdruck und verhalten sich “monolingual-staatssprachlich” (Kern, 1990: 305). Das Fach Deutsch als Fremdsprache in der Schule bzw. in den höheren Bildungseinrichtungen wirkt zwar in gewisser Hinsicht stabilisierend auch auf die Dialektkompetenz, ändert aber das tatsächliche Sprachverhalten der Rußlanddeutschen nicht grundlegend. Aus den Interviews mit den Aussiedlern geht hervor, daß vor der Ausreise nach Deutschland in erster Linie mit den Großeltern und Eltern deutsch gesprochen wurde.

Rosenberg/Weydt (1992: 218) sprechen von den “dreisprachigen” Rußlanddeutschen, die sowohl des Russischen mächtig wären als auch die beiden Varietäten des Deutschen (Hochdeutsch und Dialekt) beherrschen würden und von den “durchschnittlichen” Sprechern, die neben dem Russischen einen deutschen Dialekt sprechen. Die “idealen” Dreisprachigen gibt es tatsächlich noch. Die jüngsten unter ihnen sind heute mit einigen Ausnahmen weit über 70. Die Ausnahmen sind rußlanddeutsche Germanisten bzw. Deutschlehrer und einige Akademiker und Intellektuelle, die sich oft in hochdeutsch und in ihrem Dialekt schriftstellerisch betätigen. In den alten, 1941 nicht zerstörten deutschen Siedlungen jenseits des

Urals wird die Situation in bezug auf das Deutsche sicherlich nicht so desolat aussehen.

Das Hochdeutsche führt in der GUS/SU eigentlich ein "künstliches Dasein ohne praktische Funktion" (Weydt, S. 79). Neuerdings gibt es in den Großstädten der GUS zunehmend Bildungseinrichtungen, die Deutschkurse anbieten. Wie meine Aussiedlerbefragungen ergaben, konnten 23,6% der Probanden, vornehmlich Akademiker aus den Großstädten, Gebrauch davon machen. Sie waren auch bemüht, meinen Fragebogen in Deutsch auszufüllen.

Nun könnte man nach dieser Darstellung fragen, wieviel vom Deutschen bei den Rußlanddeutschen überhaupt noch übriggeblieben ist? Als Antwort möchte ich ein Zitat von Boll/Link (S. 86) anführen:

"Bedenkt man außer den Repressionen, denen die Sowjetdeutschen jahrelang ausgesetzt waren, noch die enorme räumlich (und zeitliche) Distanz zum binnendeutschen Sprachraum, so muß man sich nicht mehr wundern, wie wenig die Deutschen aus der UdSSR noch von ihrer deutschen Muttersprache beherrschen, sondern eher, wieviel sie davon bewahrt haben."

1.4. Kultureller Aspekt oder was heißt eigentlich "Muttersprache"?

Der Verlust der deutschen Sprache ist für Rußlanddeutsche ein sehr emotionales Thema. In den Interviews mit den Aussiedlern, die sich zwischen drei und zwölf Monaten in Deutschland befinden, habe ich danach gefragt, warum sie in Deutschland leben wollen. Unter den Antworten rangieren ganz oben Sätze wie: "*Nur in einer deutschsprachigen Umgebung können wir noch Deutsche bleiben.*" Und: "*Wir möchten, daß unsere Kinder deutsch sprechen und im deutschen Kulturkreis aufwachsen.*". Den Sprachverlust empfinden sie offensichtlich als Bedrohung ihrer ethnischen Identität.

Aus mehreren Untersuchungen sowie aus Volkszählungen (s.o.) geht hervor, daß noch ein beträchtlicher Teil der Rußlanddeutschen das Deutsche als ihre Muttersprache ansehen. Man kann allerdings in vielen Fällen bei der Angabe Muttersprache **Deutsch** eher von dem sog. "Bekennnisdeutsch" ausgehen als von

der tatsächlichen Sprachbeherrschung (Kusterer, 1990: 17). "*Deutsch ist meine Muttersprache, weil ich ein Deutscher bin*", ist die oft angeführte Begründung.

Eine solche Gleichsetzung von Nation und Sprachgemeinschaft läßt sich auch bei anderen nationalen Minderheiten beobachten. So beschreibt z.B. Fritsche (1980) das Sprachverhalten von türkischen Jugendlichen, die in Deutschland groß geworden sind und große Schwierigkeiten mit dem Türkischen haben, und dennoch das Türkische als ihre Muttersprache bezeichnen.

Das Verhältnis einer ethnischen Minderheit zu ihrer Sprache darf nicht allein unter dem Nützlichkeitsaspekt, d.h. als notwendiges Kommunikationsmittel betrachtet werden. Die Sprache der Minderheit besitzt vielmehr einen großen Symbolwert bei der Bildung der Gruppenidentität. Die ethnische Identität und der Sprachbesitz müssen für die Betroffenen durchaus nicht zusammenfallen - wie es bei den Rußlanddeutschen und vielen anderen nichtrussischen Völkergruppen der Ex-UdSSR der Fall ist. Sie fühlten sich in der SU/GUS als Deutsche, auch ohne Deutsch sprechen zu können. Erklärend muß hier vielleicht noch hinzugefügt werden, daß dort die Fremdidifikation nicht an der Sprache gemessen wird, weil sich die Vertreter sämtlicher Nationalitäten des Russischen als der Verkehrssprache bedienen. Das Russische ist für den größten Teil der nichtrussischen sowjetischen Bevölkerung die Bildungssprache geworden.

Auch auf die (Routine)Frage, welche Sprache meine Probanden als ihre Muttersprache betrachten, gaben ca. 72% derjenigen, die auf diese Frage reagiert haben, Deutsch als ihre Muttersprache an, und dies wohlgerne zu zwei Drittel in russischer Sprache. 23% betrachten Russisch als ihre Muttersprache, und 5% waren der Ansicht, sie hätten zwei Muttersprachen: das Russische und das Deutsche. Einige Angaben wie etwa "*Muttersprache: noch Russisch*" verraten die auch in mündlichen Gesprächen anzutreffende optimistische Vorstellung, sie würden das Deutsche bald wie Muttersprachler beherrschen und die Sprachprobleme schnell bewältigen, denn sie können ja schon ein bißchen deutsch. In manchen Antworten kommt auch die bereits in Deutschland erlebte Verunsicherung in bezug auf den Begriff "Muttersprache" zum Ausdruck: "*In Rußland war Deutsch für mich die Muttersprache. Jetzt merke ich, daß das Russische mir irgendwie näher/vertrauter geworden ist.*"

Was meinten aber meine Probanden mit der deutschen Muttersprache: ihren Dialekt oder das Hochdeutsche? Aus den Antworten wird ersichtlich, daß 97% derjenigen, die Deutsch als Muttersprache angegeben haben, diese Differenzierung nicht explizieren. Lediglich 3% unter ihnen bekannten sich zu ihrem Dialekt (meist Plattdeutsch) als Muttersprache. Diese kleine Gruppe machen die Sprecher mit produktiver Dialektkompetenz aus. Die Unterschiede zwischen dem Hochdeutschen und dem Dialekt sind den Befragten allerdings bewußt. 43% gaben an, daß in ihrem Elternhaus nur Hochdeutsch bzw. auch Hochdeutsch neben dem Dialekt gesprochen wurde.

Auf die zusätzliche Frage, welche Sprache ihnen am meisten gefällt, antworteten 61% der Befragten Deutsch, 17% Russisch, 15% "beide" (Russisch und Deutsch) und 7% nannten andere Sprachen. Ein Achtel derjenigen, die der deutschen Sprache ihre Sympathie schenken, verdeutlichte, daß sie dabei das Hochdeutsche im Auge haben. Unter den Angaben, die ich unter "Russisch" zusammengefaßt habe, befinden sich solche Äußerungen wie *"Ich mag die Sprache, die ich verstehe bzw. in der ich mich verständigen kann."*

Die schriftlichen und mündlichen Angaben zum Begriff "Hochdeutsch" ließen mich allerdings zu der Feststellung kommen, daß etliche Rußlanddeutsche eine doch etwas differierende Vorstellung vom Sprachstandard, insbesondere aber von den hochdeutschen Aussprachenormen haben. Mit Ausnahme des Lautes **R** wird über die phonetischen Gegebenheiten im "Hochtaitsch" schlicht zu wenig reflektiert. So gab eine 36jährige Historikerin an, daß in ihrem Elternhaus nur hochdeutsch gesprochen wurde. Außerdem besuchte sie zwei Jahre lang den Deutschunterricht an der Hochschule. Auf meine Frage, ob es in Berlin schon zu sprachlichen Mißverständnissen gekommen war, schrieb sie folgendes: *"Früher zu Hause haben wir immer ohne Umlaut gesprochen, deshalb hatte ich hier ein Mißverständnis mit dem Wort 'schwül'"*.

1.5. Der sprachliche Aspekt oder "der schwierige Stand der Muttersprache"⁵

Die deutschen Dialekte in der SU/GUS sind eine schriftlose Sprache. Ohne die

⁵ Überschrift eines Kapitels bei Dietz/Hilkes, S. 47.

normierende Unterstützung des Hochdeutschen sind sie (natürlich unterschiedlich stark) verarmt und "verwildert". Die Transferenzen und Interferenzen bis zur Hybridisierung verunstalten heute oft die gesprochene deutsche Sprache.

Einige Transferenzen (Integrate), d.h. "sachlich bedingte Entlehnungen und Erweiterungen des bisherigen Wortschatzes" (Juhasz, 1973: 457) gehörten noch vor 1941 zum Wortgut der Rußlanddeutschen. Die meisten Entlehnungen werden durch die gesellschaftlichen Entwicklungen im Lande hervorgerufen, z.B.: durch die Revolution, durch die Kollektivierung der Wirtschaft und durch die Indoktrinierung der Gesellschaft.

Die zunehmenden Interferenzen, d.h. "Wandlungen und Verletzungen der Normen in der eigenen Sprache als Folge der Beeinflussung" (ebd.) des Russischen, sind auf die gering gewordenen Gelegenheiten zum Praktizieren der Muttersprache zurückzuführen. So greifen die Sprecher oft zu einer Art Mischsprache mit z.T. deutscher Syntax und fast russischem Lexikon, am häufigsten aber, wenn sie unter sich sind und sich nicht beobachtet fühlen. Dann entstehen solche Sätze wie,

- (a) *Er will sie auf den Woksal provoshae.*
(*Er will sie zum Bahnhof bringen.*)
- (b) *Was tuscht du auf der Raskladuschke rumwalaе?*
(*Warum liegst du auf dem Klappbett 'rum'?*)
- (c) *Die Probke ist verbrennt*
(*die Sicherung ist durchgebrannt*)⁶

In (a) und (b) wird die Infinitivendung des russischen Verbs im unvollendeten Aspekt, und zwar der Konsonant **-tj** (*provoshatj, waljatjsja*) durch eine Art Murmel-e ersetzt, das in den meisten rußlanddeutschen Mundarten anstelle der Infinitivendung **-en** beim Verb steht. Die Interferenzen des Russischen in (a) treten auf im Falle der Rektion **auf**, russ: *provoditj na woksal*. In (b) wird dagegen das Reflexiv des russischen Verbs *waljatjsja* (in dieser Bedeutungsvariante muß es reflexiv gebraucht werden) unter dem Einfluß der deutschen syntaktischen Struktur

⁶ Auf die literarische oder die phonetische Umschrift wurde hier sowohl aus technischen als auch aus inhaltlichen Gründen weitgehend verzichtet, da die Konzeption des Aufsatzes dies nicht unbedingt erforderlich machte.

eliminiert, denn das entsprechende Verb im Deutschen bezeichnet keine reflexive Beziehung. In (c) haben wir neben der Wortentlehnung auch eine abweichende Bildung des Partizips II (s.u.).

Manchmal werden russische Phraseologismen übersetzt, z.B.:

sonst setzt er sich mir auf den Kopf

Russ.: *inatsche on sjadet mnje na golowu*

(d.h. *sonst tanzt er mir auf der Nase 'rum*)

Eigenartig klingen auch Übersetzungen mancher im Russischen lexikalisierte Ellipsen, z.B.:

wirst du Tee?

Russ.: *tschaj budesch?*⁷

Im Russischen genügt es, in diesem Kontext nur das temporale Hilfsverb zu nennen. Das infinite Vollverb *trinken* der analytischen Verbform kann eliminiert bleiben.

Es sind auch weitere syntaktische Konstruktionen zu finden, die auf das Russische zurückgehen, z.B.:

oder ich oder du (entweder ich oder du),

Russ.: *ili ja ili ty*

Neben Transferenzen und Interferenzen gibt es einige intralinguale Besonderheiten der rußlanddeutschen Mundarten. In der gesprochenen Sprache der Rußlanddeutschen findet man einige Erscheinungen vor, die mit den älteren Entwicklungsstufen des Deutschen korrespondieren. Auch wenn es in dialektaler Hinsicht keine einheitliche Sprache der Rußlanddeutschen gibt und die Unterschiede insbesondere im Phonembestand ins Uferlose gehen, so lassen sich dennoch einige gemeinsame Merkmale finden, die das rußlanddeutsche Deutsch nur grob charakterisieren könnten. Hier werden nur einige augenfällige Erscheinungen herausgegriffen, ohne jeden Anspruch auf Systematik und Vollständigkeit.⁸

⁷ Das Beispiel stammt von R. Boni, 1982. Zitiert nach Berend/Jedig, S. 215.

⁸ Das Niederdeutsche wird hier weitgehend ausgeklammert, da die Unterschiede auf beinahe allen Sprachebenen signifikant sind. Zur Charakterisierung der wichtigsten Dialekttypen der Rußlanddeutschen siehe Jedig, 1986.

Auf der **phonetischen** Ebene ist in den Mundarten die Entrundung der labialisierten Vorderzungenvokale **ö** und **ü** zu beobachten: **ö** wird wie [e; e:] und **ü** wird wie [i; i:] oder [u] ausgesprochen, z.B.:

schön [sche:n], Löffel [lefl], früh [fri:], dünn [din], Brücke [bruk]

Die Sprecher der rußlanddeutschen Dialekte kennen weiterhin kein Reibe-**R**, sondern ein Zungenspitzen-**R**, vor allem am Anfang des Wortes bzw. der betonten Silbe. (In den niederdeutschen Mundarten wird **R** im Silbenauslaut oft vokalisiert, z.B. im Wort "Arbeit").

Was die **Formbildung** betrifft, so fallen im Verbalbereich die vom Hochdeutschen abweichenden Bildungen der Partizipien II, insbesondere bei Präteritopräsentia, auf, z.B.:

verbrennt (verbrannt), gekrischen (gekrischt)

gedenkt (gedacht), gewäscht (gewaschen)

Man trifft oft auf kontrahierte Verbformen vom Verb *haben* (*hun, hen, han*). Typisch scheint für viele Dialekte die Präfigierung **ver-** bei Verben zu sein, die im Hochdeutschen mit den Präfixen **er-** und **zer-** gebildet werden, z.B.:

verzählen (erzählen), verbrechen (zerbrechen), verschießen (erschießen)

Die Verbparadigmen sind nicht vollständig. So ist z.B. Präteritumschwund in den süddeutsch und auch mitteldeutsch geprägten Dialekten festzustellen. Der synthetische Konjunktiv wird nur von den Hilfsverben *sein, haben* und *tun* einer analytischen Verbform gebildet. Die Konjunktiv-Umschreibung mit *würde* ist unbekannt. Das Passiv wird vermieden. Unter Passivformen kommen, wenn auch sehr selten, meist nur das Perfekt und Futur I vor.

Zu den Besonderheiten vieler Mundarten gehört die Behauptung des Verbs **tun** als Hilfsverb. Man bildet eine analytische Form aus **tun** und dem **Infinitiv I**, die Synonyme des synthetischen Präsens und Präteritums im Hochdeutschen sind, z.B.:

Mir tun krade kochen. - (Wir kochen gerade.)

Ich tat lieber schaffen. - (Ich arbeitete lieber.)

Auf der **morphologisch-syntaktischen** Ebene ist der Flexionsverfall und der damit zusammenhängende Synkretismus der Kasusformen festzustellen. Der Genitiv als Objektkasus ist redundant. Der Genitivus possessivus wird durch die Konstruktion aus Dativ und Pronominalisierung des Beziehungswortes ersetzt, z.B.:

*Elvira ihr Bruder, d.h. Elviras Bruder
dem Onkel sein Haus, d.h. das Haus des Onkels*

Der verbale Bereich ist aus syntaktischer Sicht insgesamt etwas stabiler geblieben. Die Zweitstellung des finiten Verbs und der prädikative Rahmen (auch wenn er etwas kleiner ist) entspricht im Aussagesatz dem Hochdeutschen.

Häufig wird von den Dialektsprechern die doppelte Verneinung in einem Satz gebraucht: das Negationspronomen *keine* in attributiver Stellung und der Negationspartikel *nicht* als Satznegation, z.B.:

Ich hab dort keine Leute nicht gesehen.

Die Verdoppelung der Negation ist eine ältere Erscheinung im Deutschen. Sie kommt noch in der Lutherischen Bibel und bei Goethe vor, z.B.: *„Unsere Weiber haben nie kein Geld und brauchen immer viel.“* (Duden, 1984: 644). Der Erhalt der doppelten Negation in den Dialekten der Rußlanddeutschen könnte aber auch durch das Russische unterstützt worden sein. Im russischen Aussagesatz müssen gleichzeitig das Objekt und das Prädikat verneint werden.

In den Dialekten hat die subordinierende Konjunktion *daß* einen breiteren Anwendungsbereich. Sie steht meist anstelle der Konjunktionen *damit* oder nach dem Adverb *bis*, wo sie heute überflüssig geworden ist, z.B.:

*mach' des, daß du es lernst (mache das, damit du es lernst)
..., bis daß ich komme (... , bis ich komme)*

Die temporalen Konjunktionen *als*, *sobald*, *nachdem* u.a. werden in der Regel durch die Konjunktion *wie* ersetzt, z.B.:

... wie ich in die Schule kam, war ich schon zehn.

Auch als Vergleichspartikel wird *wie* anstelle des im Hochdeutschen korrekten *als* gebraucht, z.B.:

... die sind schon länger da, wie wir.

Die **lexikalische** Ebene ist durch einen veralteten Wortschatz auffallend. So steht z.B. *„hurtig“* für *„schnell“*, *„arg“* für *„sehr“* u.a.. Einige Lexeme werden in einer heute nicht mehr gebräuchlichen Bedeutung verwendet, z.B. das Wort *„Maul“* anstelle von *„Mund“* (wie zu Luthers Zeiten: *„dem Volk aufs Maul sehen“*), *„blöde“* anstelle von *„verlegen, schüchtern“* (in dieser Bedeutung kommt es noch im alten Sprichwort vor: *„Der blöde Hund wird selten dick.“*) u.ä.. Einige Wörter werden in den Dialekten der Rußlanddeutschen mit einem anderen semantischen Gehalt besetzt. So steht z.B. *„greinen“* für *„weinen“*, *„kreischen“* für *„schreien“*, *„lauern“* (lure) für *„warten“*, *„sich verkühlen“* für *„sich erkälten“*, *„schaffen“* für *„arbeiten“*, die Präposition *„vor“* in Bedeutung von *„für“*. Man trifft nicht selten Reliktformen, z.B. *„anderst“* (*anders*), *„wellen“* (*wollen*), *„des“* (*das*) u.a. Die Lexik differiert allerdings stark von Mundart zu Mundart.

In den rußlanddeutschen Dialekten ist weiterhin die Höflichkeitsform *„Sie“* nicht gebräuchlich. An ihrer Stelle steht wie in den alten Märchen das Personalpronomen in der 2. Person Plural *„Ihr“* für den Singular.

2. Sprachliche und kulturelle Aspekte der Integration der Rußlanddeutschen in Berlin

2.1. Das Verhältnis Dialekt - Hochdeutsch

Einige von den hier genannten Merkmalen der rußlanddeutschen Mundarten sind auch heute noch in den Dialekten des deutschsprachigen Raums bzw. in der Umgangssprache wiederzufinden. Der Unterschied liegt jedoch bei den Sprachträgern selbst: Während für einen Dialektsprecher in Deutschland der Sprachstandard zu seinem Sprachwissen gehört und der Dialekt nur eine der Varietäten des Deutschen bleibt, ist für einen Rußlanddeutschen sein Dialekt zumeist die deutsche Sprache. Daß diese von den Normen des modernen Hochdeutschen weit entfernt ist und in vielen öffentlichen Lebensbereichen versagt, wird vielen nach Deutschland Übergesiedelten erst in der deutschsprachigen Umgebung schmerzhaft bewußt. Zwischen den sprachlichen Erwartungen der rußlanddeutschen Aussiedler und der sprachlichen Realität in Deutschland besteht eine große Diskrepanz.

Für die Aussiedler ohne hochdeutsche Sprachkompetenz ist ihre noch so

unvollkommene Mundart, falls sie diese überhaupt beherrschen, in der ersten Zeit ihres Aufenthalts im Lande oft das einzige Verständigungsmittel. Sie wird bei der Behörde, in den Geschäften und bei sämtlichen Kontakten mit der einheimischen Bevölkerung eingesetzt. Auf diese Weise erfährt die über Jahrzehnte nur im familiären Bereich gesprochene Mundart für eine gewisse Zeit eine Domäneerweiterung.

Welche Rolle die aktiven oder passiven Dialektkenntnisse beim Erwerb des Hochdeutschen spielen bzw. inwieweit die beiden Varietäten überhaupt miteinander koordiniert sind, ist eine interessante Frage, die einer gründlicheren Untersuchung bedarf.

Rosenberg/Weydt (S. 229) beschreiben das Verhalten der dialektsprechenden Schüler in den deutschen Dörfern in der Sowjetunion, die im Fach "Deutsch als Muttersprache" das Hochdeutsche erlernen. Das letztere würde von den Schülern als eine Fremdsprache empfunden, in der die Sprachproduktion "nur sehr hölzern und unsicher" bleibe. In der einschlägigen Literatur findet sich auch die Meinung, daß die Dialektkenntnisse der in Deutschland neu angekommenen Aussiedler beim Erlernen des Hochdeutschen "ein Hindernis" wäre (Berend, 1991: 2).

Daraufhin befragte ich meine Probanden, ob sie beim Umstieg auf das Hochdeutsche ihre Dialektkompetenz subjektiv als hilfreich oder störend empfinden. Unter den Probanden, die auf diese Frage reagierten, gaben 52% an, der Dialekt wäre ihnen eine Stütze. 17% waren der Meinung, daß die Dialektkenntnisse für sie ohne Belang sind. (Unter dieser Personengruppe befanden sich nach eigener Angabe nur ein Achtel der aktiven Dialektsprecher, ein Drittel verfügte über rezeptive und mehr als die Hälfte über keine Dialektkenntnisse). Daß der Dialekt ein störender Faktor beim Erwerb des Hochdeutschen ist, meinten nur 15%. Die restlichen 5% der Aussiedler waren der Ansicht, daß der Dialekt zwar einerseits störend wirkt, andererseits aber das Hörverstehen im Hochdeutschen erleichtert und als einziges unentbehrliches Verständigungsmittel fungiert. "Ohne ihn hätte ich überhaupt nichts verstehen können", schreibt eine 46jährige Frau.

In den Gesprächen mit den Aussiedlern konnte aber auch eine auf den ersten

Blick gegenteilige Beobachtung gemacht werden, nämlich, daß sie hierzulande ihren Dialekt zunächst verdrängen und dann aufgeben. Es passiert in erster Linie im familiären Bereich, wo seit der Übersiedlung nach Deutschland mehr als früher Russisch gesprochen wird. Hier stimmen meine Befunde mit denen von Frau Berend (1991: 3) überein, wenn sie schreibt, daß die Aussiedler zu Hause auf Russisch ausweichen, um dem "sprachlichen Durcheinander" zu entgehen.

Im Kontakt mit der einheimischen Bevölkerung sind die Aussiedler jedoch bemüht, nach Möglichkeit das "richtige" Deutsch, also Hochdeutsch zu sprechen. Denn sie wollen sich nicht nur verständlich machen, sondern sie wollen auch unbedingt als Deutsche akzeptiert werden.

Auf meine Frage, wie sie sich verhalten, wenn es zu sprachlichen Mißverständnissen kommt, gaben die meisten an, daß dies für sie stets ein negatives Erlebnis wäre: sie "schämen sich" oder "ärgern sich", denn dadurch wird nicht nur das Kommunikationsziel verfehlt, sondern auch ihre deutsche Identität seitens der Einheimischen in Frage gestellt. Dieses "Schämen" hat oft zur Folge, daß sie sich gar nicht mehr trauen, ihren Dialekt bzw. das unvollkommene Hochdeutsch zu sprechen. Sie bekommen Hemmungen, die sie dann lange Zeit nicht überwinden können. Mit einer unbestreitbar angebrachten Einstellung: "Wenn ich ein Deutscher bin, muß ich richtig Deutsch sprechen können", aber unzureichender hochdeutscher Sprachkompetenz setzen sich viele Rußlanddeutsche unter eine Art Beweisdruck, der zu einer gewissen Blockierung bzw. Verkrampfung bei der Produktion von Texten in Standarddeutsch führt.

In meinen Gesprächen mit Russen, die als Familienangehörige von Aussiedlern nach Deutschland gekommen sind, stellte sich heraus, daß sie zwar auch große Sprachschwierigkeiten bewältigen müssen, jedoch in bezug auf die Sprachproduktion weniger Hemmungen aufbauen. "Ich bin eine Russin und darf mir im Deutschen Fehler leisten" - war die übliche Einstellung.

2.2. Über die Akzeptanz der Rußlanddeutschen in Berlin

In Deutschland geraten die Rußlanddeutschen in eine widersprüchliche Situation, wenn sie in ihrem doch eigenartig klingenden Dialekt oder gar in Russisch

behaupten, sie wären Deutsche. Das ist für die Berliner Bevölkerung, insbesondere für die jüngere Generation zumindest unverständlich. Es gibt zwar viele Bemühungen seitens der Wissenschaftler in Deutschland, dieses Phänomen zu erklären und damit der Verständigung zwischen der einheimischen Bevölkerung und den Aussiedlern beizutragen. Allerdings qualifizieren sich die durch Analysen gewonnenen Erkenntnisse kaum zum Allgemeinwissen.

Wie die Gespräche zwischen den Rußlanddeutschen und den Deutschen zeigten, erfolgt die Fremdidentifikation vielfach aufgrund der sprachlichen und zwar der hochdeutschen Sprachkompetenz, und gerade das ist das Problem der Rußlanddeutschen. Das andere Problem liegt darin, daß die Berliner Bevölkerung über die Existenz der deutschen Diaspora in der Ex-UdSSR zu wenig informiert und für deren Probleme zu wenig sensibilisiert ist. In Berlin wurde man erst nach der Wende mit der Integration von Aussiedlern konfrontiert.

Ohne Wissen über die Geschichte der deutschen Minderheit in Rußland bzw. in der UdSSR und ihre gegenwärtige Lage in der GUS, fällt es den Jugendlichen tatsächlich schwer zu verstehen, daß die Aussiedler, die des Deutschen nicht mächtig sind, sich dennoch als Deutsche begreifen, und darunter leiden, wenn ihre deutsche Identität nicht respektiert wird. Die Einsicht, daß Rußlanddeutsche stellvertretend für alle Deutschen unverhältnismäßig stark "büßen" mußten, findet sich bei Jugendlichen nur selten.

Durch die Befragung von Jugendlichen an Berliner Gymnasien wurden Aversionen gegenüber dieser Zuwanderergruppe aufgedeckt, die vorwiegend mit einem erheblichen Informationsdefizit zusammenhängen. Die Erhebung ergab, daß 6% der Jugendlichen nach eigenen Angaben den Namen Rußlanddeutsche noch nie gehört haben. 45% der Schüler war nur der Name bekannt, ohne daß sie etwas Näheres über diese Minderheit wußten. 46% der Befragten gaben an, eine Sendung im Fernsehen über die Rußlanddeutschen gesehen zu haben. Lediglich 3% der Befragten sind irgendwann in einen persönlichen Kontakt zu den Aussiedlern getreten.

Die Bewertungen der Schüler im Osten weichen etwas von denen im Westen ab.

Unter den "Nichtwissenden" und den "Kontakthabenden" kommen die Schüler aus dem Osten um jeweils 3% häufiger vor als die aus dem Westen. In der Gruppe von Schülern, die sich eine/mehrere Sendung(en) über die Rußlanddeutschen angesehen haben, sind die Ost-Schüler sogar um 10% stärker vertreten. Dagegen liegen die Schüler aus dem Westteil der Stadt mit 16% ganz oben in der Gruppe derjenigen Befragten, denen nur der Name geläufig war. Diese Verteilung spricht dafür, daß die Jugendlichen aus dem Ostteil der Stadt doch etwas mehr Interesse für diese Zuwanderergruppe zeigen als dies im Westteil der Stadt der Fall ist.

Auf die Frage, ob die Schüler die Rußlanddeutschen - wie die letzteren es sich wünschen - für Deutsche halten, gaben lediglich 34,4% aller Schüler eine positive Antwort.⁹ Dabei lagen die Werte unter den Ostdeutschen, die die Aussiedler als Deutsche akzeptieren, um 4,9% höher als im Westen.

Auffallend sind auch Ost-West Unterschiede bei der Bewertung dieser Frage unter denjenigen Schülern, die die Rußlanddeutschen **deutsch sprechen** gehört haben. Die Einstellung, Rußlanddeutsche wären doch Deutsche, ist in dieser Gruppe von Schülern aus beiden Teilen Berlins mit einem Durchschnittswert von 38,3% nur um 3,9% unbedeutend stärker vertreten als im Gesamtergebnis (34,4%). Dafür aber wird die Meinung, Rußlanddeutsche wären Deutsche, mit 44% im Osten um 17% öfter als mit 27% im Westteil der Stadt geäußert. Der Zusammenhang zwischen der sprachlichen Repräsentation und Fremdidentifikation erscheint nachvollziehbar: Sogar ein antiquierter deutscher Dialekt bzw. schlechtes Deutsch erhöht offensichtlich die Glaubwürdigkeit der Aussiedler als Deutsche - so im Osten der Stadt. Im Westen dagegen wird die Identifikation als Deutsche viel stärker an der Sprache festgehalten. Die Konfrontation mit der Sprache der Rußlanddeutschen bewirkte, daß sie von den Jugendlichen aus dem Westteil der Stadt noch weniger als Deutsche angesehen wurden. Diese unterschiedlichen Haltungen erkläre ich mir damit, daß die ehemaligen Angehörigen eines kleineren deutschen Staates vielleicht eher bereit sind, eine "andere deutsche Identität" zu akzeptieren, als dies im Westen der Fall ist.

⁹ Dieses Ergebnis korrespondiert mit dem einer Repräsentativumfrage von Herdegen (1989: 33), wonach ebenfalls nur ein Drittel der Bundesbürger den Rußlanddeutschen die deutsche Nationalität zuzugestehen bereit war.

Allerdings fielen die Äußerungen der Schüler von hüten und drüben über die Sprache der Rußlanddeutschen bis auf einige Ausnahmen negativ aus. Die Charakteristiken deuteten darauf hin, daß die Sprache ihnen vor allem lautlich unsympathisch war: *“harter, starker, ungewohnter Akzent; Laute anders ausgesprochen; Klang zum Russischen hin; stockend, gebrochen, abgehackt, undeutlich, guttural, brüchig; gestammelt und gestottert”*. In zweiter Linie sind den Schülern die Abweichungen in der Grammatik und der geringe Wortschatz sowie Russizismen aufgefallen. Viele haben die Sprache als einen altertümlichen deutschen Dialekt identifiziert, ohne ihn richtig einordnen zu können.

2.3. Rußlanddeutsche und die deutschen Identitäten

Die Rußlanddeutschen kommen nach Deutschland mit dem Anspruch, ein Teil der deutschen Kultur zu sein. Dieser Anspruch ist aus ihrer Sicht gerechtfertigt, denn Rußlanddeutsche haben tatsächlich die deutsche Kultur und Sprache, soweit es möglich war, tradiert. Deshalb wurden und werden sie dort stets von außen als Deutsche identifiziert und nach Ausbruch des Krieges diskriminiert. Die räumliche und zeitliche Distanz zu Deutschland und die Berührung mit verschiedenen fremden Kulturen führten allerdings dazu, daß die deutsche Kulturtradition der Rußlanddeutschen eine gewisse Entfremdung erfahren hat. Sie kommen den Berlinern sprachlich wie kulturell *“ausländisch”* vor.

Die Aussiedler werden in ihrem Bedürfnis, als Deutsche akzeptiert zu werden, das für sie nicht zuletzt eine soziokulturelle Orientierung und zugleich die Bewahrung ihrer ethnischen Identität in der neuen Umgebung bedeutet, vielfach mißverstanden. Hinter ihrem Wunsch, nicht als Ausländer, d.h. für sie als *“Fremde”* zu gelten, verbirgt sich einerseits die Angst, wieder nicht *“zu hause”* zu sein und abermals ausgegrenzt zu werden, und andererseits auch eine Illusion, sie würden dann als Deutsche von Deutschen anstelle von Geringsachtung mehr Zusammengehörigkeitsgefühle bzw. Solidarität erfahren. Die Wunschvorstellung der Rußlanddeutschen, als Deutsche unter Deutschen zu leben, ist nach den vergangenen Drangsalen ein Bedürfnis nach einem Halt und nach einem Zuhause. Sie brauchen eine Nische, um hierzulande ja auch mit der schwierigen Frage der deutschen Identität(en) zurechtzukommen.

Das Streben, hierzulande auch als Deutsche angesehen zu werden, bereitet allerdings sowohl den Rußlanddeutschen selbst als auch der deutschen Seite Schwierigkeiten, denn die Zuwanderer sind sich dessen nicht bewußt, daß die Deutschen sich selbst als *“schwierige Nation”* begreifen und daß der Begriff *“Deutsch”* für die Deutschen doch etwas anders besetzt ist und assoziiert wird. Die ethnische Identität bzw. die Selbstidentifikation einer Minorität unterscheidet sich in ihrer Ausprägung und Gewichtung für die persönliche Identität von denen der Majorität und wird vielfach durch primäre Sozialisation beeinflusst. Im Unterschied z.B. zu der Ex-Sowjetunion gehört es in Deutschland nicht zum guten Ton, genauer nicht zum *“political correctness”*, über das eigene, d.h. hier über das deutsche Selbstbild positiv zu urteilen, geschweige denn das Deutschsein zu betonen. Man ist doch lieber Europäer, und dann gleich Berliner! Eigentlich braucht es eine Majorität von 80 Millionen auch gar nicht (es wäre mitten in Europa ja sogar unangebracht), denn das Deutschsein der Deutschen wird von niemandem in Zweifel gezogen und braucht somit keine Selbstbestätigung. Das Thema der ethnischen Identität ist eher das *“Kismet”* der Minderheiten bzw. der Völker, die sich dem Einfluß fremder Kulturen und Sprachen ausgesetzt sehen. Die deutsche Majorität kann sicherlich der deutschen Minorität ihr ethnisches Gefühl schlecht nachempfinden.

Werden die Rußlanddeutschen nun doch zu den Deutschen gerechnet, so bringt dies für die Betroffenen oft neue unerwartete Probleme. Die Rußlanddeutschen fallen somit aus dem Ausländerbegriff heraus und folglich werden sie nicht mehr als Minderheit durch die öffentliche Meinung geschützt: Sie sind dann der deutschen Medienwelt ausgeliefert und zuweilen auch unangebrachten Diffamierungen ausgesetzt. Und dabei bleiben sie demungeachtet über längere Zeit (vielleicht auch das ganze Leben hier) eine Minderheit - kulturell, mental und sprachlich. Gegen die unvermutete Abneigung seitens der Deutschen können sie sich nun erst recht nicht wehren.

An dieser Stelle möchte ich mit der Feststellung von Graudenz/Römhild (1990: 315) resümieren, in der die Autorinnen das Problem der Aussiedler mit ihrem *“Deutschsein”* in Deutschland im Zusammenhang mit dem Problem der Identität bei den einheimischen Deutschen sehen:

“Die feststellbare Ambivalenz gegenüber den ‘fremden Deutschen’ verweist indirekt auf eine tief sitzende Verunsicherung im kollektiven Selbstbild der Bundesrepublik: auf Fragen nach deutscher Identität, deutscher Nation und deutschem Nationalgefühl. Gerade weil die Aussiedler ihre Bindung an diese zwiespaltige, unbekannte Größe so selbstverständlich reklamieren, drängen unsere historisch gewachsenen und lange aus dem öffentlichen Diskurs verdrängten Irritationen zunehmend ins Bewußtsein.”

Diese Verunsicherung scheint nicht nur in der alten, sondern auch in den neuen Bundesländern, wenngleich im geringeren, aber vergleichbaren Maße vorhanden zu sein.

Die kulturelle Integration der rußlanddeutschen Aussiedler in Berlin ist durch sprachliche Probleme erheblich erschwert. Zwischen der sprachlichen und der soziokulturellen Integration besteht aber ein enger Zusammenhang. Es darf nicht unterbewertet werden, daß es sich bei der Integration um zwei Seiten handelt: die integrationswillige und die integrierende Seite, wobei die letztere den Prozeß der Eingliederung maßgebend bestimmt. Die Integration ist ein kultureller Verständigungsprozeß, der auf Beiderseitigkeit basiert.

Und abschließend noch eine Bemerkung: Bevor man den Rußlanddeutschen ihre deutsche Identität abspricht, muß sich auch die deutsche Seite selbst darüber im klaren sein, was ihr Deutschsein ausmacht. Das “großzügige” Zugeständnis an die *“Menschen aus der DDR”* als Deutsche, welches von einem Schüler aus Westteil Berlins gemacht wurde, spricht eher für Defizite auf diesem Gebiet. Es wäre für eine Klarstellung hilfreich, wenn die Deutschen nicht nur registrierten, sondern auch besser respektieren würden, daß es verschiedene Deutsche gibt, die aufgrund ihrer unterschiedlichen geschichtlichen Erfahrungen differierende Attitüden, Selbsterbilder und somit auch unterschiedliche Identitäten entwickelt haben, so wie z.B.: die Ostdeutschen, die Westdeutschen und auch die Rußlanddeutschen. Auch wenn das Zusammenwachsen für Deutsche großer Anstrengung bedarf, so wäre es doch wünschenswert, auch diese dritten und so anderen Deutschen als Teil der deutschen Kriegs- und Nachkriegsgeschichte zu begreifen und in der zusammenwachsenden Stadt nicht ins Abseits geraten zu lassen.

Literaturangaben

- Berend, N./Jedig, H.: Deutsche Mundarten in der Sowjetunion. Geschichte der Forschung und Bibliographie., Marburg, N.G. Elwert Verlag, 1991
- Berend, N.H.: “Besonderheiten der verbalen Wortbildung in der nordbairischen Mundart des Altai”, in: Bayreuther Beiträge zur Sprachwissenschaft 4. Tendenzen verbaler Wortbildung in der deutschen Gegenwartssprache. Hamburg, Helmut Buske Verlag, 1982, S. 173-182.
- Berend, N.H.: “Das Doppelperfekt in der nordbairischen Mundart des Altai-Gebietes”, in: Das Wort. Germanistisches Jahrbuch DDR-UdSSR, 1986, S. 98-102.
- Berend, N.: “‘Alles ist anders...’ Rußlanddeutsche in Mannheim”, in: Sprachreport. Informationen und Meinungen zur deutschen Sprache, Institut für deutsche Sprache Mannheim, 1991, S. 1-3.
- Boll, K./Link, Chr.: Weiterbildung für die Arbeit mit Aussiedlern. Herkunftsland Sowjetunion/GUS, Deutsches Institut für Fernstudien an der Universität Tübingen, 1992.
- Boni, R.A.: “Das Zusammenwirken von extralinguistischen Faktoren und funktionalem Sprachwert bei intersprachlichen Kontakten”, in: Das Wort. Germanistisches Jahrbuch DDR-UdSSR, 1986, S. 81-85.
- Butzkamm, W.: Psycholinguistik des Fremdsprachenunterrichts, Tübingen, Francke Verlag, 1989.
- Dialektologie: Wiesinger, P.: “Deutsche Dialektgebiete außerhalb des deutschen Sprachgebietes”, in: Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung, Berlin/New York, Hrg. Besch, W./Knoop, U./Puschke, W./Wiegand, H.E., 2 Bde, 1982/83, S. 900-930.
- Dietz, B./Hilkes, P.: Rußlanddeutsche: Unbekannte im Osten, München, Olzog Verlag, 1992
- Dinges, G.: “Zur Erforschung der wolgadeutschen Mundarten”, In: Teutonista 1, Berlin/ Leipzig, 1924/25, S. 299-313.
- Duden: Drosdowski, G.: Grammatik der deutschen Gegenwartssprache, Bd. 4, Mannheim/Wien/Zürich, Dudenverlag, 1984.

- Fleischhauer, I.: Die Deutschen im Zarenreich, Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt GmbH, 1986.
- Frank, H.: Zur sprachlichen Entwicklung der deutschen Minderheit in Rußland und in der Sowjetunion, Frankfurt a.M./Berlin/Bern/New York/Paris/Wien, Peter Lang Verlag, 1992.
- Fritsche, M.: "Der Verlust schriftsprachlicher Fähigkeiten in der Muttersprache und Maßnahmen der Therapie", in: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, Hrg. Nelde, H.P., H. 32, 1980, S. 509-514.
- Graudenz, I./Römhild, R.: "Kulturkontakt unter Deutschen: Zur interaktiven Identitätsarbeit von Spätaussiedlern", in: Bildung und Erziehung, Jg. 43, H. 3, Sept. 1990, S. 313-324.
- Hardegen, G.: "Aussiedler in der Bundesrepublik Deutschland: Einstellung und aktuelle Ansichten der Bundesbürger", in: Bundesforschungsanstalt für Landeskunde und Raumordnung (Hrg.): Aussiedler erneut ein räumliches Problem? Bonn, 1989, S. 331-342.
- Hooge, D.J.: "Bildhaftigkeit in der niederdeutschen Mundart des Dorfes Kant/Kirgisien", in: Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, Bd. 94, Neumünster 1971, S. 149-151.
- Hooge, D.J.: "Das Verb in der niederdeutschen Mundart des Dorfes Kant/Kirgisien", in: Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, Bd. 95, Neumünster 1972, S. 199-223.
- Jedig, H.: Die Nebensätze in der niederdeutschen Mundart des Altai-Gaus, Altaier Bieververlag Barnaul, 1961.
- Jedig, H.: "Zur Entwicklung des Synkretismus im Kasussystem des Niederdeutschen in der Sowjetunion", in: Das niederdeutsche in Geschichte und Gegenwart, (LS, Reihe A, Arbeitsberichte, 75, II), Berlin, 1981, S. 164-172.
- Jedig, H.: "Die deutschen Mundarten in der Sowjetunion", in: Das Wort. Germanistisches Jahrbuch DDR-UdSSR, 1986, S. 74-80.
- Johansen, T.: "Verschlußlaute der bairischen Mundart des Altai-Gebietes", in: Das Wort, Germanistisches Jahrbuch DDR-UdSSR 1986, S. 92-97.
- Juhász, J.: "Interferenzlinguistik", in: Lexikon der germanistischen Linguistik, Tübingen 1973, S. 457-462.

- Kern, R.: "Überlegungen zur Konsolidierung der deutschen Muttersprache in Ungarn", in: Deutsch als Muttersprache in Ungarn. Forschungsberichte zur Gegenwartslage, Hrg. Nelde, P.H., Forschungsstelle für Mehrsprachigkeit in Brüssel, 1990, 301-318.
- Klassen, H.N.: "Untersuchungen zum grammatischen Bau der niederdeutschen Mundart im Gebiet Orenburg (RSFSR)", in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Gesellschafts- und sprachwissenschaftliche Reihe, 18, 6, 1969, S. 27-48.
- Kurjuchina, L.: "Deutsche Literatur und Kultur in St. Petersburg am Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts", in: Zeitschrift für Germanistik. Neue Folge, 1/1993, S. 19-32.
- Kusterer, K.: Ethnische Identität bei den Deutschen in der Sowjetunion. Ergebnisse einer Befragungsstudie mit deutschen Spätaussiedlern aus der Sowjetunion, Osteuropa-Institut München, Mai 1990.
- Nelde, P.H.: Volkssprache und Kultursprache, Wiesbaden 1979.
- Nelde, P.H.: "Randbemerkungen zur Zweisprachigkeit in Ungarn", in: Deutsch als Muttersprache in Ungarn. Forschungsberichte zur Gegenwartslage, Hrg. Nelde, P.H. Forschungsstelle für Mehrsprachigkeit in Brüssel, 1990, S. 271-281.
- Pankratz, H.: "Mittel- und Begleiterscheinungen der Konfrontation von Singular- und Pluralstamm der Substantive im Niederdeutschen des Gebietes Orenburg (UdSSR)", in: Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung, Bd. 26, H. 3/4, Berlin 1973, S. 355-359.
- Quiring, J.: Die Mundart von Chortitza in Süd-Rußland, München, 1928.
- Rosenberg, P./Weydt, H.: "Sprache und Identität. Neues zur Sprachentwicklung der Deutschen in der Sowjetunion", in: Die Rußlanddeutschen - Gestern und heute, Hrg. Meissner, B./ Neubauer, H./ Einfeld, A., Köln, Markus Verlagsgesellschaft mbH, 1992: S. 217-238.
- Shirmunski, V.: "Deutsche Mundarten an der Newa" II, in: Teutonista, Jg. 3, H. 2-3, Bonn, 1926/27, S. 153-165.
- Shirmunski, V.: "Die schwäbischen Mundarten in Transkaukasien und Südukraine", in: Teutonista, 1929, Jg. 5, H. 1, S. 38-60; H. 2-3, S. 157-171.

Schirmunski, V.: "Die nordbairische Mundart von Jamburg am Dnjepr" (Ukraine),
in: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, Bd. 55, Halle/
Saale, 1931, S. 243-165.

Sokoljskaja, T./Sinder, L.: "Eine oberhessische Sprachinsel in der Nordukraine",
in: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 54, Halle/
Saale, 1930, S. 334-355.

Ströhm, A.: "Deutsche Mundarten an der Newa" I, in: Teutonista, Jg. 3, Halle/
Saale, 1926/27, S. 39-62.

Warkentin, J.: Rußlanddeutsche - Woher? Wohin?, Berlin, Aufbau Taschenbuch
Verlag, 1992.

Weydt, H.: "Aussiedler im Konflikt - bleiben oder gehen?", in: Aussiedlerforschung.
Interdisziplinäre Studien, Hrg. Althammer, W./Kossolapow, L., Köln/Weimar/
Wien, Böhlau Verlag, 1992, S. 77-88.